

Deutscher Sprachnationalismus : Nation und Sprachnationalismus (Teil 1)

Autor(en): **Stukenbrock, Anja**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **62 (2006)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Deutscher Sprachnationalismus

Nation und Sprachnationalismus (Teil 1)

Von Anja Stukenbrock

In Deutschland herrscht eine Tradition des Sprechens über die deutsche Sprache, in der Sprache und Nation eng miteinander verknüpft werden. Dieser Verknüpfung liegt die Vorstellung einer alle Nationsmitglieder umfassenden Kulturnation zugrunde, die dem Modell der Staatsnation entgegengesetzt wird. Theoretisch liegt der Unterschied darin, dass bei der Staatsnation der subjektive Wille der Nationsmitglieder, bei der Kulturnation hingegen objektive Kriterien wie Sprache und Kultur hinsichtlich der Frage der Nationszugehörigkeit betont werden (Alter 1985). (Das Literaturverzeichnis folgt nach Teil 2 im Heft 4/2006.)

Staats- und Kulturnation kommen jedoch nicht in Reinform vor. Gegenüber dieser älteren, schematischen Unterscheidung ist daher heute der Nationsbegriff von Anderson (1996) üblich, der Nationen als «vorgestellte Gemeinschaften» («imagined communities») definiert. Nationen können als Identitätskonstrukte betrachtet werden, die dadurch geschichtsmächtig werden, dass Menschen an sie glauben, sie für real halten, für sie kämpfen und sogar für sie zu sterben bereit sind. Nationsvorstellungen können Menschen mobilisieren und Kräfte freisetzen, durch die alte Formationen aufgebrochen und neue soziale, kulturelle und politische Einheiten formiert werden.

Bei diesen Formationsprozessen hat in Deutschland die deutsche Sprache, genauer: ihre Ideologisierung, eine Schlüsselrolle gespielt. Hier war es die Sprache, die der Nationsvorstellung als Sprachnation Gestalt gegeben hat. Die deutsche Sprache ist als das gemeinschaftsstiftende Kennzeichen schlechthin betrachtet und zum Schlüsselfaktor der Nationsdefinition erhoben worden.

Damit geht eine bestimmte Sprachauffassung einher, in der bestimmte Aspekte betont, andere hingegen vernachlässigt, übersehen oder verdrängt werden. Das Ziel meiner Ausführungen besteht darin, erstens einige Schlüsselmotive dieser Sprachauffassung vorzustellen und zweitens einen historischen Kurzüberblick über die Diskurstradition zu geben, in der sich diese Sprachauffassung herausgebildet hat.

Sprachnationalistische Schlüssel motive

Entscheidend ist für den Sprachnationalismus die Verknüpfung der Sprache mit derjenigen Grösse, die die kollektive Identität bezeichnet, also mit der Nation. Die makroperspektivische Betrachtung der diskursiven Verknüpfung von Sprache und Nation in sprachthematisierenden Texten vom 17. bis zum 20. Jahrhundert ergibt, dass bei aller historischen Variation bestimmte Schlüsselaspekte der nationsbezogenen Sprachreflexion immer wieder auftauchen (vgl. Stukenbrock). Sie bilden ein verhältnismässig konstantes Gerüst von Vorstellungen, Zuschreibungen, Wünschen und Projektionen, die das Nachdenken über die deutsche Sprache zum Teil bis heute geprägt haben.

Zu den Pfeilern dieses sprachideologisierenden Gerüsts gehört u. a. das Sprach- und Selbstlob (s. u.), das in Texten des 17. Jahrhunderts gehäuft auftaucht und auch in späteren Jahrhunderten einen festen Bestandteil des sprachnationalistischen Repertoires bildet. Der Hauptakzent meiner Darstellung liegt auf den Metaphorisierungen der deutschen Sprache (s. u.), denn sie sind es, die die nationalistische Sprachauffassung in spezifischer Weise konturieren. Dabei handelt es sich weniger um Einzelmetaphern als vielmehr um ganze Bildfelder, d. h. um verschiedene Gruppen inhaltlich zusammengehörender Metaphern, die die Tradition des Sprechens über die deutsche Sprache nachhaltig geprägt haben. Teil dieser Diskurstradition ist zu guter Letzt auch ein Topos, der bis in unsere Zeit hinein begegnet: die Behauptung, die Deutschen seien «fremdgierig» und würden das Eigene verachten (s. u.).

Sprach- und Selbstlob

Typisch für den Sprachnationalismus ist das Ineinander von Sprach- und Selbstlob. Beim Selbstlob ist die Sprache zunächst nur Medium des Lobs und dient dazu, ein positives nationales Selbstbild zu konstruieren. Es werden besondere Eigenschaften der Nation erfunden und zu einem Nationalcharakter verdichtet. So gehört die Rede von den «rechtschaffenen, ehrlichen, starken und tapferen Germanen», die mit den Deutschen gleichgesetzt werden, zu den Topoi des nationalen Selbstlobs. Laut Herder (1767/1985, S. 236 u. 238) bilden das «kriegerische Wesen», «die deutsche Gründlichkeit» und «eine gewisse deutsche Bescheidenheit» Schlüsselmerkmale des deutschen Nationalcharakters. Es sind altbekannte Stereotype, die in diesem Zusammenhang immer wieder aufgerufen werden.

Beim Sprachlob ist die Sprache nicht mehr nur Medium, sondern zugleich auch Gegenstand des Lobs. Schottelius (1663) hat eigens zehn «Lobreden» auf die deutsche Sprache verfasst, in denen er das «Uralterthum», die «Reinheit», den «Reichthum», die «Prägnanz» und «Kürze» des Deutschen rühmt. Wie seine Zeitgenossen behauptet er ausserdem, dass die deutsche Sprache in einzigartiger Weise das Wesen der Dinge widerspiegeln – eine Behauptung, die man durch lautmalerische Wörter zu beweisen suchte (Schottelius 1663/1967, S. 60):

Last uns aber hiebey auch unser Teutsch in Betracht nehmen / und uns besinnen / mit was kräftiger kurtzer Ausrede und lieblichem Geschalle / nach Geheiss der innersten Eigenschaft / die Teutsche Sprache sich hören lasset / und dem Lateinischen und Griechischen in naturmessiger Vorstellung ohnzweifelich neben = wo nicht bevortrit: als wen mans heisset / der Leu brüllet / der Ochse bölket / der Beer brummet / das Schaaf bleeket / das Schwein grüntzet / der Hund bellet und baffet [...].

Das Sprachlob taucht vor allem in sprachvergleichenden Äusserungen auf, in denen die Vorzüge des Deutschen besonders profiliert werden müssen: «So ist auch unsere geliebte Teutsche Muttersprache; unter andern Hauptsprachen nicht die geringste; sondern die prächtigste; ja die nechste der Hebräischen», behauptet Hille (1647/1970, 78 f.), der Chronist der 1617 gegründeten ersten deutschen Sprachgesellschaft.

Das Bemühen, den Sprachstolz der Deutschen zu wecken, veranlasst die Barockautoren dazu, das Deutsche gelegentlich sogar noch über das damals als Ursprache geltende Hebräische zu erheben. Wichtig für das Verständnis der barocken Äusserungen ist dabei die Tatsache, dass die deutsche Sprache gegenüber den antiken Sprachen der Gelehrten und dem im höfisch-gesellschaftlichen Umgang dominanten Französischen ein äusserst geringes Prestige genoss. In welcher schwieriger Position sich die Verteidiger des Deutschen folglich befanden, zeigt die paradoxe Situation Martin Opitz', der seine berühmte Rede über die ungerechtfertigte «Verachtung der deutschen Sprache» (1617) auf Latein halten musste, um überhaupt Gehör zu finden.

Das emphatische Lob des Deutschen entspringt zu jener Zeit also einem Wunschdenken und dient dazu, der deutschen Sprache jenes Mass an Ansehen zu verschaffen, das sie braucht, um sich als Gelehrtensprache und als Sprache des gesellschaftlichen Umgangs überhaupt erst gegen Latein und Französisch durchzusetzen.

Anders sieht es in späteren Jahrhunderten aus, als die deutsche Standardsprache etabliert ist. Hier wird umso deutlicher, dass der gemeinsam empfundene Sprachstolz sich nicht selbst genügen soll, sondern auch deshalb beschworen wird, um den Nationalstolz zu nähren.

So plädiert Leibniz (1697/1717/1995, Par. 13) dafür, eine Akademie zu gründen, die die doppelte Aufgabe erfüllen soll, erstens, die deutsche Sprache «zu verbessern» und zweitens, den «Flor des geliebten Vaterlandes deutscher Nation» zu befördern. Ende des 19. Jahrhunderts bezweckt der frisch gegründete Allgemeine Deutsche Sprachverein (Zeitschrift 1886, S. 1), durch die Reinigung der deutschen Sprache das «nationale Bewusstsein im deutschen Volke zu kräftigen». Unabhängig von den unterschiedlichen historischen Kontexten teilen diese Äusserungen den Glauben, dass Nation und Sprache – wie es metaphorisierend heisst – stets «zugleich geblüht» (Leibniz 1679/1995, S. 71) haben. Daraus wird geschlossen, dass die Pflege der Muttersprache zugleich das Fortkommen der Nation befördere und ein gesteigerter Sprachstolz das nationale Selbstwertgefühl miterhöhe.

Sprachmetaphern und ihre Bildfelder

Bestimmte Redeweisen kehren in der Debatte um die nationale Bedeutung der Muttersprache immer wieder. Eine Schlüsselrolle spielen dabei Sprachmetaphern wie z. B. die Darstellung von Fremdwörtern als «Flicken» auf dem «Kleid» der deutschen Sprache. Das Fremdwort stellt in dieser Metaphernbildung den Bildempfänger dar, das als minderwertig bzw. unsauber¹ charakterisierte Stoffstück fungiert als Bildspender.

Die negative Einstellung gegenüber Fremdwörtern entspringt der Auffassung, dass fremdsprachliche Bestandteile die Homogenität der deutschen Sprache zerstören und dadurch nicht nur die Identität des Sprachwesens, sondern auch die Identität der Sprecher gefährden.

Bedeutsam ist nun, dass nicht nur Einzelmetaphern verwendet werden, sondern dass verwandte Metaphern zusammen ganze Bildfelder (Weinrich 1976, S. 283) formieren. Die Metaphern treten nicht isoliert auf, sondern sind eingebunden in Felder, die dadurch, dass die Metaphern sich gegenseitig evozieren, eine eigene Logik entfalten. Im Anschluss an Weinrich (1976, S. 284) unterscheide ich zwischen bildspendendem und bildempfangendem Feld. Zu

¹ Das Verb *flicken* bedeutet laut Kluge ursprünglich «einen Fleck aufsetzen».

den bildspendenden Feldern gehören im sprachnationalistischen Diskurs u. a. der Bereich der Kleidung, die Bereiche von Natur und Krankheit und der Bereich des Kriegerisch-Militärischen (s. u.). Das bildempfangende Feld stellt in diesen Fällen die Sprache dar.

Kleidermetaphorik

Im 17. Jahrhundert häuft sich die Rede von «Lapperey und Narrenschmuck» (Schottelius 1663/1967, 99), von der «unteutschen Ausflickerei» des deutschen «Sprachkleids» durch «ausgebettelte Lappen» und «frömde WortBröcken» (Schottelius 1673/1991, S. 146). Die barocken Sprachpfleger wollen «das ausländische verderbende Lapp= und Flikwesen [...] von der Teutschen Sprache» abwenden «und sie in jhrem reinlichen angebornen Schmucke und Keuschheit erhalten» (Schottelius 1663/1967, S. 49), da es in ihren Augen nichts Äusserliches darstellt, sondern die moralische Integrität von Sprache und Sprechern betrifft. Der Opposition von «heimischem» und «fremdem Kleid» in der Sprache entspricht der Gegensatz von Moral und Unmoral, von Vitalität und Verfall (Schottelius 1908/1640, S. 22):

«Für den gesunden Leib / vnd Hertzens Redligkeit // Bringt jhr ein faules
Fleisch vnd leichtes Narrenkleyd.»

Im 18. Jahrhundert herrscht im Zuge der Aufklärung eine grössere Toleranz gegenüber den Fremdwörtern, was sich in der Metaphorik niederschlägt. Leibniz (1697/1717/1995, Par. 28) erklärt, dass man den fremden Spracheinfluss auch «zum Guten kehren» und den «inneren Kern des alten ehrlichen Deutschen» mit dem «äusserlichen, von den Franzosen [...] erbeuteten Schmuck ausstaffieren» könne.

Dennoch verschwindet der Topos vom «Lapp- und Flickwesen» nicht völlig. Gottsched (1730/1973, S. 292) fordert, ein «deutscher Poet» müsse «bey seiner reinen Muttersprache» bleiben und dürfe seine Gedichte «mit keinen gestohlenen Lumpen der Ausländer» behängen. Für den radikalen Puristen Campe (1791, S. 5 f.) stellt selbst die lautliche und orthographische Anpassung eines Fremdworts an das Deutsche keinen Grund dar, es zu akzeptieren: «Dass man einem aufgenommenen Fremden die deutsche Tracht anlegt und ein ausländisches Wort mit deutschen Buchstaben schreibt, macht Jenen, wie dieses, noch lange nicht zu Deutschen.» Diese Argumentationsrichtung wird im 19. Jahrhundert fortgesetzt (Arndt 1818, S. 199 f.):

Die ursprünglichste, reichste, vollste Sprache musste sich wie eine taubstumme Stammlerin und Stotterin gebärden, und als ob sie ohne Sang und Klang, ohne Bild und Idee, ohne Worte und Zeichen war, lieh sie Wörter von allen Völkern, am meisten aber von den Franzosen, und dünkte sich in diesem bunten und närrischen Harlekinsrock recht stattlich und liebenswürdig.

Auch nach der Reichsgründung von 1871 reissen die Klagen über den Niedergang des Deutschen nicht ab. Der Ton wird schärfer, und als neuer Gestus tritt der Gestus emphatischen Aufbegehrens hinzu (Behaghel 1886, S. 133):

Vor allem aber empört sich unser vaterländisches Bewusstsein dagegen, dass wir fort und fort mit fremden Flittern uns aufzuputzen suchen; die deutsche Sprache ist nicht so arm, dass sie gezwungen wäre, bei anderen Völkern betteln zu gehen, um ihre Blöße zu decken.

Da die Sprachreinheit als Indikator für die nationale Loyalität aufgefasst wird, ahnden die Sprachnationalisten den Fremdwortgebrauch als Abweichung vom nationalen Bekenntnis, das schliesslich zum Glaubensbekenntnis mit quasi-religiösen Zügen wird. Gar zu den «Sünden wider die Volksgemeinschaft» zählt es 1936, wenn «sich deutsche Männer und Frauen in den mannigfachen Prunkgewändern des Fremdworts» gefallen (Zeitschrift 1936, S. 484). Eine Radikalisierung der Kleidermetaphorik, in der die befürchtete Fragmentierung von Sprache und Identität über Jahrhunderte hinweg in bewusstseinsprägende Bilder gebracht wird, liegt schliesslich auch darin, dass die «äusserlichen, fremden Flitter zu feindvölkischem Flitter» (Zeitschrift 1940, S. 145) variiert werden. Die Metaphern erfahren im Verlauf der Jahrhunderte mithin spezifische Abwandlungen. Dabei entsteht innerhalb der Bildfelder durch das Zusammenspiel der Metaphern und durch ihre wechselseitigen Implikationsverhältnisse eine eigene Logik, was am nächsten Bildfeld besonders deutlich wird.

Natur- und Krankheitsmetaphorik

Die Vorstellung, dass die Sprache ein lebendiges Wesen sei, das den natürlichen Prozessen von Wachstum und Verfall unterliege, wird bereits im 17. Jahrhundert in mannigfaltiger Weise verbildlicht. Dabei erscheint die Sprache als Pflanzenkörper, als Garten oder als Wald, und wie in der anthropozentrisch wahrgenommenen Natur werden wünschenswerte und nützliche Erscheinungen von unerwünschten, für schädlich und krankhaft gehaltenen Erscheinungen unterschieden.

So spontan die meisten Menschen davon überzeugt sind, dass ein Garten gepflegt und Unkraut getilgt werden muss, dass Pflanzen gegossen, beschnitten und von Schmarotzern befreit werden müssen und dass dazu ein Gärtner benötigt wird, so spontan leuchten dieselben Forderungen auch für die dergestalt metaphorisierte Sprache ein. Im biologistischen Bildfeld können Erscheinungen wie das Fremdwort schlichtweg als unerwünschte «raubreiser», als «räudichte borke» auf der schönen «rinde» des «Sprachbaums» (Zesen 1651/1974, S. 205) abgetan und pathologisiert werden. Das bedeutet allerdings, dass bestimmte Schlussfolgerungen vom bildspendenden Bereich (Botanik) unhinterfragt auf den bildempfangenden Bereich (Sprache) übertragen werden (Campe 1795–1797, S. 2 f.):

Diese unsere Sprache glich, dünkt mich, in den letztverflossenen zwanzig oder dreissig Jahren, einem, mehr durch die ausnehmende Fruchtbarkeit des Bodens, als durch sorgfältigen Anbau und weise Pflege, in üppiger Geilheit wild aufgeschossenen Dickicht, in welchem gute und schlechte, einheimische und ausländische, nützliche und unbrauchbare Rankengewächse, Stauden und Bäume dicht und immer dichter neben und durcheinander wuchsen. Ein solches Dickicht verspricht einen herrlichen Wald; ohne Zweifel! Allein dazu gehört auch – soll die Hoffnung nicht fehlschlagen – dass dem fruchtbaren Boden nicht alles überlassen bleibe, sondern dass forstverständige Männer ihm durch Aufsicht und wohlüberlegte Mitwirkungen mancherlei Art zu Hülfe kommen.

Es wird ein Bedrohungsszenarium entworfen, in welchem das Fremde als kaum noch zu bändigendes, gefährlich «wucherndes Unkraut» erscheint. Der «herrliche Wald» droht als «wild aufgeschossenes Dickicht» zu entarten, weshalb der Ruf nach «forstverständigen Männern» laut wird, die Aufsicht führen und Hand anlegen. Gefragt sind also interventionistische Sprachpfleger, die nach der Logik des Bildfelds zwingend notwendig erscheinen und beschneidend in die Sprachentwicklung eingreifen sollen.

Laut Metaphorik ist das Fremde in der Sprache «wucherndes Unkraut», «Krankheit», ja sogar «Krebs» und «Pest» (Arndt: Über deutsche Art, S. 162) und muss – der Logik der Metaphorik zufolge – bekämpft werden. Daher sehen auch die Gegenmassnahmen nicht zimperlich aus: Hier sind entsprechende Bilder bei den Verben zu finden. So ist die Rede davon, das Übel «mit Stumpf und Stiel auszurotten» (Zeitschrift 1886, S. 3 f.), es «auszureissen» oder zu »vertilgen« (Grimm 1846/1888, S. 520). Zu der Hartnäckigkeit und Unheilbarkeit der vermeintlichen «Krankheit» tritt die Vorstellung einer grossen Ansteckungsgefahr hinzu (Arndt 1818, S. 199):

Von diesem Jahre 1660 bis zum Jahre 1750, wo die französische Literatur und Sprache über ganz Europa die Herrschaft behauptete, erscheint die deutsche Sprache in eben der schwächlichen Kränklichkeit, worin leider das Deutsche Reich und Volk darnieder lag. Ihr geschah, was kränklichen Leibern geschieht, welche jede fremde Ansteckung, Aussatz und Krätze sogleich annehmen. Sie bekam die völligste Krätze, die lange unheilbar schien.

Nach den Radikalisierungen im Ersten Weltkrieg wandelt sich im Dritten Reich das Bedrohungszenarium. Gespeist vom kollektiven Verfolgungswahn einer antisemitisch gewendeten Weltverschwörungsphantasie, meint man, es nun mit vorsätzlichen «Vergiftungsversuchen» der jüdischen Deutschen zu tun zu haben (Böhme 1933, S. 390 f.):

So segensreich aber die lodernden Flammen, die undeutschen Geist vernichteten, und die Säuberung der Büchereien gewesen sind, so schnell ist die Gefahr doch nicht beseitigt. Nicht die einmalige oder auch wiederholte Vernichtung der Ansteckungskeime ist die Hauptsache, sondern die Stärkung der geistigen und seelischen Abwehrkräfte dadurch, dass in planmässiger langer Arbeit die deutschen Wertmassstäbe anezogen werden, an denen die auch künftig zweifellos wieder einsetzenden Vergiftungsversuche ihre Wirkung verlieren. Nicht so sehr das Ausweichen vor der Gefahr als die Kraft, sie zu überwinden, ist auch bei seelischen Erkrankungen das Wesentliche.

Die Übertragung der Metaphorik von der Sprache auf die Sprecher führt zur Entmenschlichung der zu Todfeinden erklärten Juden. Von ihren kulturellen Leistungen glaubt sich das nationalsozialistische Deutschland «überwuchert» und «vergiftet». Die Vorstellung des seit Herder als «lebendiger Organismus» betrachteten Volks, von dem man glaubt, dass es wie der «Organismus» der Sprache «keimt, blüht» und «verblüht», ist nicht mehr der Humanitätsidee, sondern dem Ideologem nationaler und schliesslich rassischer «Einzigartigkeit» (Böhme 1933, S. 394) verpflichtet. Diese will man nach den pervertierten Regeln, die man für die eigenen «Lebens- und Artgesetze» (Böhme 1933, S. 394) hält, ebenso uneingeschränkt entfalten, wie man das ausgeschlossene Fremde und Andere bekämpfen und vernichten will.

(Gekürzte Fassung eines Vortrags, gehalten am 16. Juni 2004 am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg im Rahmen der Vortragsreihe «Sprache und Nation». – Zuerst erschienen in: «Sprachreport», 1/2005)